

zu sein, und die Naturwissenschaft hat zu der Erkenntnis geführt, daß die Welt endlich ist. Gerade auf Grund des endlichen Wirklichen, »das wir nicht gemacht haben«, und seiner Gesetzmäßigkeiten und Ordnung ist nach metaphysischen Prinzipien der Schluß wissenschaftlich gerechtfertigt auf einen unendlichen Urheber dieser Wirklichkeit. Dieser unendliche Schöpfer ist nicht nur in einiger Hinsicht unendlich, wie das mathematisch und naturwissenschaftlich Unendliche, sondern schlechthin unendlich. Der Schluß ist allerdings nicht möglich mit den Methoden der Naturwissenschaft, die nur verwendbar sind zur Erkenntnis eben der Natur. Er ist aber gerechtfertigt auf dem Boden einer gesunden Metaphysik, ohne die naturwissenschaftliches Erkennen weder genügend begründet werden kann, noch der geforderten Weiterführung fähig ist. In dieser Weise ist es auch heute noch möglich, im Sinne der Grundhaltung Keplers Naturwissenschaft zu treiben und ihre Ergebnisse letztlich zu deuten. N. J u n k (S).

Schmidt, W., Der Ursprung der Gottesidee. 3. Teil, 7. Bd.: Die Religionen der Hirtenvölker I. Die afrikanischen Hirtenvölker: Hamiten und Hamitoiden. gr. 8° (XXIV u. 864 S.) Münster 1940, Aschendorff. M 34.—; geb. M 37.—.

Der Band behandelt die reinen Hamiten (Galla, Somali, Afar, Kaffa, Baria-Kunama), die Hamitoiden (unter denen wir die Masai und Nandi hervorheben möchten) und die Niloten (mit drei Untergruppen). Die reinen Hamiten haben Rinderherden. Die Pferdezucht ist in Afrika verhältnismäßig spät eingeführt worden. Während in Asien die Hirtenstämme aus Jägerstämmen entstanden sind, wanderten in Afrika Hirtenstämme ein, die die dort schon lebenden Jäger herabdrückten. Eigentümlicherweise sind nun die gemischten Stämme leidenschaftliche Jäger. Bei den reinen Hirten ist den initiierten Männern die Jagd verboten. Das letztere hat eine beachtenswerte Parallele in einer Tatsache aus dem Kulturkreis der Samoeden, die Gahs (Kopf-, Schädel- und Langknochenopfer in der Schmidt-Festschrift 234) von den Tundra Juraken berichtet. Auch bei den Römern ist die Jagd als Sport (oder sozusagen als eine *ars liberalis*) anscheinend erst spät nachweisbar (das bei L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II^o 81 ff. über das Jagdwesen beigebrachte Material reicht allerdings nicht vollständig aus). Diese scheinbar belanglosen Einzelbeobachtungen, die wir hier sofort herausgreifen, möchten ein wichtiges Interesse herausstellen, das dieser Band von Schmidt darbietet: es liegt auf dem Feld der Berührung nicht weniger hier berichteter kultur- und religionsgeschichtlicher Tatsachen mit Vorkommen aus dem antiken Kulturkreis (diesen in weiterem Sinn verstanden). Wir weisen noch auf einige dieser Übereinstimmungen ergänzend hin.

Wenn die Galla ihr höchstes Wesen Waka nennen, was als Himmel interpretiert wird (27), so ist das nicht als einfache Identifizierung mit dem materiellen Himmel auszulegen, sondern alles weist auf die Auffassung des höchsten Wesens als eine lebendige Persönlichkeit hin. Dieses höchste Wesen erhält einen sehr wechselreichen und spontanen Kult in Gebet, Opfer und Festfeiern. Der Kult ist bildlos und tempellos, kennt aber besonders heilige Orte — auch der Mittelpfeiler des Hauses gilt als sakral (es liegt nahe, an Analogie mit der Pfeilerverehrung im Raum besonders der prähistorischen Agäis zu denken). Das Kultpersonal ist zwar nicht organisiert, aber doch ziemlich gegliedert und hat seine Spitze im Abba-Muda, dessen Stellung aber in dem Gebiete, in dem es Geltung hat, von zwei oder drei Personen innegehabt wird. Die Stellung ist erblich und sichert das Festhalten an den alten religiösen und nationalen Traditionen. Neben Waka verehren die Gallas noch manche andere höhere Wesen, betrachten sie aber als ihm untergeben. Man kennt den weiblichen Fruchtbarkeitsgenius Atete, oft auch Aio (= die Mutter) genannt (offenbar eine Lallform, die deutlich an die griechisch-römische Maja erinnert). Die nördlichen Gallas haben das Darstellungsbild dieses Schutzgeistes mit dem Bilde der jungfräulichen Gottes-

mutter, das sie durch die christlichen Abessinier kennen lernten, verschmolzen (119). Es gibt auch einen Geheimkult dieser Atete im Hause einer kinderreichen Frau (das wenige, das darüber mitgeteilt wird, erinnert an den Kult der römischen bona Dea). Der Kult persönlicher Genien trägt Züge des individuellen Totemismus. Die Ayana (so heißen die Genien) wandern von den Tieren auf die Menschen und übertragen auf diese die Eigenschaften der Tiere (130). Das Gesamtbild der Gallareligion betrachtet Sch. mit Recht als höchst wichtig für die Beurteilung der Frage des semitischen Monotheismus und seiner hebräischen Sonderform (153).

Der zweite hamitische Hauptstamm, die Kaffiço, sind ein nilotisches Mischvolk. Im Mittelpunkt ihrer Religion stehen die beiden Gestalten des Himmelgottes Yero und des aufgehöhten Naturgeistes Deoço, der ursprünglich einer aus der Reihe der vielen Eko genannten Orakelgeister ist; Deoço wird oft als Abisi angerufen, was sowohl ‚o Sonne‘ wie ‚o Vater‘ heißen kann. Was ihn vom höchsten Wesen unterscheidet, ist dies: »Er ist weder affektiv gütig noch sittlich gut... Dagegen hat er eine Funktion, die nichts mit denen des höchsten Wesens zu tun hat. Er geht in seine Priester, besonders aber den Oberpriester ein und redet durch sie. Es sind aber... Geheimnisse des privaten und öffentlichen Lebens, die er offenbart« (199).

Das Orakeln der Deoçq-Priester findet in den Tempeln des Gottes statt, die die Form großer Rundhäuser haben und einsam in Wäldern liegen. Im Kult dieses Wesens gibt es auch einen eigenartigen Kommunionritus (203). Zaubersche Gedanken heften sich bei den Kaffiços im besonderen auch an den Phallos. Übrigens hat manches an der Religion dieser Kaffiço seine endgiltige Form erst im letzten Jahrhundert erhalten durch noch genau erfaßbare geschichtliche Ereignisse, doch haben auch sie sich noch in der allgemeinen primitiven Atmosphäre der Völker, von denen die Kaffiço eine Abzweigung sind, abgespielt (235).

Die Kunama-Baria wohnen an der Nordgrenze von Abessinien. Ihr höchstes Wesen führt den Namen Anna und wird hermaphroditisch vorgestellt; doch ist nach Sch. diese Doppelgeschlechtlichkeit erst sekundär. Der Gedanke war ursprünglich, wie das so vielfach der Fall ist, auf zwei Personen, die weibliche Erde und den männlichen Himmel verteilt. Ein Forscher des Volkstums der Kunama berichtet die Anschauung von der Befruchtung der Erde durch den Regen, die ganz an das Hye-Kye von Eleusis erinnert (246). Die Kunama feiern Feste, die noch nicht genug erforscht sind und z. T. in geheimnisvollen Häusern stattfinden. Sch. ist geneigt, manches an dem Kultwesen dieser Völker auf Begegnung der vaterrechtlichen Kultur der hamitischen Hirten mit der Terra-mater-Religion zurückzuführen (278). Neben dem höchsten Wesen stehen nur noch die Ahnen als Gegenstand des religiösen Glaubens und Kultes (289); er erweist sich aber als sekundär. Sch. versucht dann (293—317) eine letzte Synthese der Religion der hamitischen Völker von Nord-Ost-Afrika, gibt aber zu, daß der Gesamtstand der Einzelforschung eine voll befriedigende Zusammenfassung nicht ermöglicht.

Mit gewohnter, in langer Übung geschulter Kraft sichtet der Verf. die einander zum Teil erheblich widersprechenden Berichte über die Masai-Religion und gewinnt dem auf diese Weise geordneten Stoff ein historisches Bild der Entwicklung der Gottesvorstellung und der Ethik dieses kraftvollsten Hamitoiden-Stammes ab. Die Verschiedenheiten der Berichte erklären sich zum großen Teile daraus, daß sie vielfach nur einzelne Zeiten oder einzelne Gruppen bzw. Gebietsteile der Masai betreffen. Vom Gottesbegriff ist zunächst die Deutung des Gottes-Appellativums (eigentlich Eigennamens) Ngai als einer unpersönlichen Kraft (mana) zu streichen. Gemeinsam scheint allen Masai nur der schwarze und der rote Ngai. »Der schwarze ist dabei der Gott des (tief)blauen, wohlthatenspendenden Himmels, da der Masai für »schwarz« und »blau« nur ein Wort kennt. Der rote Ngai ist der Gott des in roten Blitzen stehenden Gewitterhimmels...«. »Noch über aller Teilung und allen Gegensätzen« steht der weiße Himmel. Ihn

betrachtet Sch. als den ältesten, den eigentlich alten Himmelsgott. Sein Zurücktreten, besonders hinter den schwarzen Gott, wird als die Folge der verwandtschaftlichen Verknüpfung des letzteren mit den Menschen verstanden (350). Die Verknüpfung selbst ist aus einer Vermischung mit der Mythe vom Stammelternpaar zu erklären, von dem der Mann mit roten Ochsen, die Frau mit schwarzen Kühen in Verbindung steht. Man ließ den roten Mann des Stammelternpaares vom Himmel kommen, die schwarze Frau aber aus der Erde hervorgehen. Eine Verdoppelung des Stammelternpaares trat hinzu, wohl zur Erklärung der vier Clans der Masai. Sprachwissenschaftlich höchst bemerkenswert ist das Vorkommen des Wortes *moni* für Ochse innerhalb eines Namens für die Stammutter: *Na-dolmoni* (353). Wort und Bedeutung von *moni* lassen sich von Iberien bis Albanien über die Alpenländer heute noch verfolgen; man hat den Stamm mit paionisch *μόναπος* = Wisent, zusammengestellt. Das Material darüber siehe bei W. Öhl, »Elementarparallele Verwandte zu den indogermanischen Wörtern für Rind nebst ethnologischen Folgerungen« in: *Jahrb. d. Leo-Gesellschaft* 1928 (291 ff.) 306. Der Stammeltern-Kult hat seine Wurzeln in der ansässigen Negerrasse, die die Masai antrafen. Das von hamitischer Seite herkommende Geschlecht der *El Kiboron* ist heute noch »Träger der reinen monotheistischen Himmelsreligion des ungeteilten *Ngai*« (358). — Die Masai haben eine Überlieferung über einen von einem Engel überbrachten Dekalog. Die Verbindung allein dieser beiden Elemente (Zehnzahl der Gebote und Engel als Überbringer) reicht, sollte man meinen, fast aus, um entsprechend dem Gräbner'schen Kriterium der Quantität und der Form auf einen Ursprungszusammenhang mit der israelitisch-jüdischen Dekalog-Überlieferung (etwa durch die benachbarten Abessinier vermittelt) schließen zu lassen; doch zeigt Sch. dazu wenig Neigung. Die Gebote sind der Ausdruck einer sehr hohen, wenn auch auf das Viehzüchertum des Volkes zugeschnittenen Ethik. Das Verbot, keine weiblichen Tiere zu töten (=IX), ist ja für ein Hirtenvolk typisch, und überhaupt hat das den Tieren gegenüber beobachtete Verhalten manche Ähnlichkeit z. B. mit den Reformgeboten des Zoroaster, die auf Zurückdrängung des Bodenbauerntums gegenüber den Viehzüchtern hinarbeiteten. Ganz besonders hervorzuheben ist die Überlieferung über die Umänderungen des Dekalogs im Sinne einer Verschlechterung, d. h. größerer sittlicher Lizenzen. Sie werden nämlich auf bestimmte, namentlich angegebene Einzelpersonlichkeiten zurückgeführt. Es müssen dies energische, aber sittlich minderwertige Persönlichkeiten gewesen sein, und das hat eine Bestätigung eigener Art in der Tatsache, daß die Mitglieder des heute noch die Urtraditionen hütenden, oben genannten *El Kiboron*-Geschlechtes als sehr friedsam und verträglich, gleichzeitig als sehr fromm geschildert werden. Die Männer dieses Stammes sind die einzigen, die regelmäßig beten; unter den übrigen Stämmen ist das Gebet überwiegend Sache der Frauen. Aufs Ganze gesehen steht die Leistung der Masai, trotz stärksten Ausbreitungsdranges und dadurch bedingten engsten Kontaktes mit ganz anders gearteten Völkern einen immer noch ausgeprägten Monotheismus gewahrt zu haben, ganz einzig innerhalb der Religionsgeschichte da. Der an sich berechtigte Stolz über diese Leistung hat bei den Masai leider die Form eines Selbstbewußtseins angenommen, das Züge der spätjüdischen Überheblichkeit aufweist (425 f.).

Ein zweiter Hauptstamm der Hamitoiden-Gruppe, die *Nandi*, verehren (nach den ebenfalls nur lückenhaften Berichten) ein höchstes Wesen mit dem Sonnennamen *Asista*. Es ist aber persönlich vorgestellt und mit allen Attributen des höchsten Wesens versehen, sogar mit der Schöpferkraft, und vor allem ist der Zug des Wohlwollens und der Güte gegenüber den Menschen auffallend ausgeprägt, weshalb sich auch ein intensives Gebetsleben bei diesem Volk entwickelt hat (459). — Im Gegensatz dazu ist das Gottesbild eines verwandten Stammes, der *Lotuko*, hart und kalt, was sich »auch auf den ihm von den Menschen gewidmeten Kult überträgt« (515). Andere Züge des höchsten Wesens aber, besonders die Schöpferkraft, sind bestimmt

und kraftvoll behauptet. In einem treffenden Vergleich schaut Sch. »das System der großen, schönen, das ganze Naturjahr umfassenden und regelnden öffentlichen Opferfeiern« der Lotuko »mit ihren zahlreichen eingestreuten Opfern und Zeremonien«, »wie die mächtige Konstruktion eines großen Domes, in dessen Hallen zahlreiche Altäre aufgeschlagen sind. Nur in der Mitte, wo der Mensch sich selbst läutern und zum Opfer darbringen soll, fehlt der Altar. Aber auch einige Wände sind schon eingestürzt, einige Säulen beginnen nachzugeben und mächtig ist in den Höfen das Unkraut emporgewachsen und hat sich durch die Ritzen der Mauerreste vielfach hindurchgezwängt. Mehrere Kräfte sind hier am Werk, die sich stark widersetzen, und Kompromisse, die sie eingegangen sind, scheinen nicht von langer Dauer zu sein« (530). — Der am weitesten nach Norden vorgeschobene Hamitoidenstamm der Bari zeigt den Glauben an das höchste Wesen in starkem Verfallzustand, die die Folge des Eindringens mütterrechtlicher Anschauungen und des Ahnenkultes ist, anderseits von Sch. auch geistreich als Mißverständnis und Folge der Überbetonung seiner Macht verständig gemacht wird (560).

Die abschließende Synthese faßt zunächst je die beiden Hauptgruppen der Hamitoiden, die südliche und die nördliche, ins Auge, um dann die beide umgreifenden Beziehungen zu überschauen, besonders aber ihr Verhältnis zu den vollhamitischen Nachbarn, vor allem den Galla. In diesen Ähnlichkeitsbeziehungen ragen die Masai (aus z. T. von uns schon wiedergegebenen Gründen) hervor.

Bei den im Anhang behandelten Samojeden fällt besonders das ausgebildete Opferwesen (darunter wieder die Rentierweihen) und der Schamanismus auf. Trotz des darin sich aussprechenden exzessiven Animatismus bleibt die Gestalt des höchsten Wesens auch hier deutlich kenntlich; es hebt sich von den andern Überwesen klar ab. Das »Fest des reinen Zeltes«, bei dessen Regelung der Schamane die Führung hat, läßt in der relativen Reinheit seiner Feier den früheren Zustand der Himmelsreligion der Ostsamojeden noch erkennen (696 f.).

So ist dieser Band eine eindrucksvolle Weiterführung und Bestätigung der Grundlinien, die in den früheren erarbeitet worden sind, und es besteht kein Anlaß, an deren wesentlichen Richtigkeit ernstlich zu zweifeln. Unsere bescheidenen, hier gebotenen Ergänzungen dürften vielleicht geeignet sein, diese Auffassung zu stützen, wenn sie auch in erster Linie den Zusammenhang des in dem Bande enthaltenen Stoffes mit der alten Religionsgeschichte beleuchten sollen.

K. Pr ü m m (S).

Vagaggini, C., O. S. B., *Maria nelle opere di Origene* (Orientalia Christiana Analecta 131). gr. 8° (226 S.) Rom 1942, Pont. Inst. Orientalium Studiorum. L 58.—

Die Geschichte der Marienverehrung in der Urkirche der ersten Jahrhunderte bewegte sich lange Zeit auf recht schwankendem Boden. Man ging vielfach von der entwickelten Mariologie unserer Tage aus, suchte Belegstellen für deren einzelne »Thesen« und fand, daß alles klar war. Der Verf. der vorliegenden, mustergültigen Studie, hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Mit wohlbegründetem, sicherem Urteil untersucht er zuerst die Zuverlässigkeit der zur Verfügung stehenden mariologischen Texte des Origenes. Da wir von den Werken des großen Alexandriners auf weite Strecken nur die lateinischen Übersetzungen des Hieronymus oder Rufin besitzen, die von den neuen Berliner Ausgaben aus Katenen zusammengetragenen griechischen Texte aber oft textkritisch unsicheres Material darbieten, führt der Verf. in einem 1. Kapitel diejenigen Texte auf, die er als unecht erweisen kann. Besonders zahlreich sind solche in den von Rauer herausgegebenen Lukashomilien des Origenes. Die sorgfältigen, alle inneren und äußeren Kriterien herbeiziehenden Einzeluntersuchungen dieses Teiles sind besonders lehrreich und liefern einen wertvollen textkritischen Beitrag zur Beurteilung der Rauerschen Ausgabe und des Wertes sowie der Gefah-